

Kultur- und Zeitfragen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **4 (1924-1925)**

Heft 3

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

übrigen Gebieten seines poetischen Schaffens jeweilen so wohlthuend berührt hat. Es wäre sehr wünschenswert, daß auch dieser Seite seiner dichterischen Betätigung künftig noch etwas mehr Verständnis und Anerkennung entgegengebracht würde, als dies bisher manchen Ortes der Fall war. Wir werden wohl in Bälde auch einmal Gelegenheit finden, über die in diesen ersten drei Bänden der Gesamtausgabe noch nicht vertretenen Komödien Bodmans ein würdigendes Wort zu sagen.

Stellen wir, unsere knappe Übersicht für heute beschließend, endlich noch fest, daß diese vielversprechenden Erstlingsbände der Bodman'schen „gesammelten Werke“ in nicht zu verkennender „Art und Kunst“ selbst etwas von jenem Geiste hoher und gediegener Kulturwerte in sich tragen, die der Dichter einmal in einem beachtenswerten kleinen Essay über „Stilkunst, Naturalismus, Impressionismus“*) als die „Seelenkunst und die Offenbarung einer inneren Welt“, ähnlich derjenigen großer Meister früherer Zeiten, gefeiert hat. Bodman bemerkt darin als Ertrag seiner Darstellung und Auffassung dieser Probleme das Folgende:

„Wir haben in der Dichtung eine parallele Bewegung. Wir sehnen uns aus der Darstellung von Lebensabschnitten heraus nach der in großen geschlossenen Linien verlaufenden Handlung der Tragödie, die Leben und Tod umfassend uns in das Reich der Gemeinschaft erhebt, uns ins Allgemein-Menschliche führend aus dem Gewirr des gesellschaftlichen und historischen Naturalismus und in erhöhterem Sinn als dieser Zeugnis unserer Lebensreligion ist wie Hödlers „Tag“ und „Heilige Stunde“ und alle große Kunst. Diese schaffen aber nicht die, die von den Eindrücken benommen sind, sondern solche, die randvoll von ihren Einzelschönheiten Herr über sie geworden sind und sie zu großen einzelnen Werken dichten: die Einsamen und die Versunkenen.“ Gewiß ein nahres und schönes Wort! Und zu diesen führenden „Einsamen und Versunkenen“ darf, wie mir scheinen will, mit vollem Recht auch Emanuel von Bodman mit seinem dichterischen Werk gezählt werden!

Alfred Schær.

Kultur- und Zeitfragen

Berufsschriftstellerei. Eine Erwiderung und einige Gegenbemerkungen.

Soll der freie Schriftstellerberuf gefördert werden?

Erwiderung.

Nach meinem Dafürhalten ist die Fragestellung falsch. Und zwar in doppelter Hinsicht. Erstens kann man nicht generell fragen, zweitens handelt es sich nicht um den Schreibenden, sondern um das, was er schreibt, d. h. um die Bedingungen, die jede individuelle Literaturgattung voraussetzt.

Nicht generell! Dostojewski hat nicht die gleiche Luft atmen dürfen wie, sagen wir, Simon Gfeller. Dostojewski mußte zwangsweise „freier“ Schriftsteller sein, mußte alle Nöte des sogenannten „Freien“ auf sich nehmen. Übrigens auch Schiller und Hebbel. Bis beiden zufällig ein Nebenberuf aus ihrer literarischen Richtung heraus geradezu aufgedrängt wurde. Dem einen die Geschichtsprofessur, dem andern die Theaterdirektion. Keller hat seine Werke zur Hauptsache vor und nach seiner Staatschreibertätigkeit geschrieben, befreit vom bürgerlichen Amt. Also bitte nicht generalisieren!

*) Vergl. „Neue Zürcher Zeitung“, Jg. 1908, No. 307, Feuilleton.

Bedingungen des Schrifttums: Wer Idyllen und harmlose Schwänke schreibt, ist abhängig von bestimmten kleinen Milieukenntnissen, seine Eignung zur so gearteten Schöpfung kann geradezu abhängig werden von einem — Nebenberuf. Ganz anders derjenige, den seine geistige Struktur drängt, eine ganze Zeit, ein Volk in seinen Schichtungen, historischen Bedingtheiten zu erfassen. Er kommt ohne umfassende Kenntnisse, besonders ohne tausend Beziehungen des Lebens, die durch das Berufliche eines Amtes zc. eher gehemmt als gefördert werden, gar nicht zur vollen Stoffbeherrschung. Die Frage des Nebenberufs kann nie und nimmer so beantwortet werden: Auf jeden Fall einen Nebenberuf, und zwar irgend einen! Sondern: Wenn die Art des Schreibenden von einem Nebenberuf, und zwar einem bestimmten Nebenberuf, gefördert wird, umso besser, wenn er aber hemmt, dann lieber Hände weg!

Die Frage der bessern Honorierung aber, die Herr v. G., wie es scheint, nur als eine Frage des „freien“ Schriftstellers kennt, geht jeden an, und zwar hauptsächlich deshalb, weil wir, als Gesamtheit, der Literatur jede mögliche Entwicklung offen halten müssen, auch diejenige, die zur Voraussetzung den Verzicht auf anderweitige Tätigkeit, den vollen Einsatz aller geistigen und körperlichen Kräfte hat. Soll vielleicht der Verfasser eines kommenden „schweizerischen“ Dramas, von dem wir alle gelegentlich träumen, nicht so gut wie der schweizerische Zigaretten- und Parfumsfabrikant im Falle sein, einen Marktwert für sein Werk herauszuschlagen, von dem er leben kann?

Denn, wohlverstanden, die Honorarfrage ist eine reine Marktfrage, und der Markt wird von instinktiven Bedürfnissen der Nachfragenden einerseits, anderseits aber von der Kunst des Angebots beherrscht. Gutes und Böses wird verlangt und angeboten, Rino und Shakespeare, Absinth und Bibel, Gift und Brot, und zwischen zweiseitig bestimmtem Angebot und zweiseitig bestimmter Nachfrage geht die Erziehung und sucht die Augen vom einen weg- und dem andern zuzuwenden, geht aber auch die Verführung, die den billigen Kitsch anpreist, das Gute aber verdrängt.

Das Problem des von mir angeregten „Leserverlags“ heißt: Förderung des Buchabfages. Er will durch Organisation der Lesenden die Bücher heimischer Autoren dem Volke nahebringen. Bei der Beurteilung des Projektes ist nun Herrn D. v. G., der offenbar nur irgendwas, aber nichts Bestimmtes hat läuten hören, eine Kette von Irrtümern unterlaufen. Und aus den Irrtümern erklären sich wohl auch die unpassenden Hinweise auf Sowjetrußland.

1. Sollen die Bücher nicht von irgend einer Jury dem „organisierten“ Leser aufgezwungen werden, sondern ein Buch wird überhaupt nur herausgegeben, wenn es die nötige Zahl von Unterschriften auf sich vereinigt. Buchhandlungen, die Unterschriften sammeln helfen, werden aus der Vermittlung der Namen genau den gleichen Gewinn ziehen wie aus verkauften Büchern, nur daß der Subskriptionspreis unter dem spätern Ladenpreis steht, und daß der Sortimentler für die Subskriptionsexemplare weder Bestellung, Verpackung, Lager- oder Kapitalzins berechnen müßte.

2. Sollen die Leser nicht die Raqe im Sack kaufen, sondern sich durch irgend eine Probe über den Charakter des Buches orientieren können. Und zwar an Vorleseabenden, wie sie in Bern die Freistudenten veranstalten, oder durch Kritiken der Zeitungen, die entgegen dem üblichen Modus, der Buchherausgabe vorausgehen, oder durch Inhaltsangaben, die den organisierten Subskribenten mit den Unterschriftenbogen zugestellt werden, oder durch mündliches Zeugnis mindestens eines örtlichen Mitgliedes, das an einer der in größeren Ortschaften stattgefundenen Vorlesungen teilgenommen hat.

3. Der bürgerliche Leser wird nicht als „dumm“ qualifiziert, wenn wir ihm zumuten, sich den Gedanken anzueignen, im Jahre für 10 Fr. Bücher zu erwerben, so wie er sich während eines Jahres für den mehrfachen Betrag, sagen wir Zigarren zulegt. Im Gegenteil, wir halten es für einen hohen Grad von Einsicht, wenn er die drohende Gefahr erkennt und merkt, weshalb die Erziehung in den „freien“, von unübersehbar aufsteigenden Instinkten beherrschten, anarchisch gewordenen Markt eingreifen muß. Denn aus dem Wirr-

warr der verdorbenen Instinkte, auß der sittlichen Verderbnis wächst letzten Endes die Diktatur, und nur rechtzeitige Erziehung verhindert, daß Verderbnis sowohl wie Diktatur aufkommen.

4. Das Volk soll für den Schriftsteller da sein, sei unser Hintergedanke? Immer wieder die falsche Problemstellung. Das Volk ist dazu da, die Idee zu verkörpern, die in ihm verborgen liegt. Der Schriftsteller sucht diese Idee in vielen Versuchen zum Ausdruck und zum Bewußtsein zu bringen. Das Volk hat von seinem materiellen Gut so viel zu opfern, daß ein Schrifttum bestehen kann; denn aus dem Schrifttum heraus kann ein Deuter des Volkstums kommen, genau wie er aus den Reihen der Prediger oder der Maler oder Bildhauer kommen kann. Nur in diesem Sinne ist das Volk für den Schriftsteller da, in keinem andern, denn beide sind für ein Höheres da.

5. „Freie Schweizer“ sollten sich „verpflichten“, wird offenbar als *contradictio in adjecto* aufgefaßt. Und wir sind doch alle verpflichtet, die Aufgaben des Staates mit unsern Kräften zu fördern und womöglich den Staat zu neuen, bisher noch unerkannten Aufgaben hinanzuführen. Wie sollte denn die freiwillig und durch Unterschrift eingegangene Verpflichtung, den Marktwert der schriftstellerischen Arbeit fördern zu helfen, sinnlos sein? Es könnte dadurch möglicherweise einem großen zukünftigen Werke, dem Werke eines noch Ungeborenen, aus dem ganzen Wirrwarr von minderwertigen Angeboten, von Parfüm und andern schweizerischen Fabrikaten angefangen bis zu allen überseeischen Luxusprodukten, der Durchbruch gesichert werden!

Bern, am 27. April 1924.

Alfred Fankhauser.

Einige Gegenbemerkungen.

Meine Frage lautete: „Sollen wir die Berufsschriftstellerei fördern?“ Ob diese Frage richtig gestellt sei, darüber, scheint mir, habe vor allem ich zu entscheiden. Ich wollte allgemein und grundsätzlich fragen, mir wohl bewußt, daß es einzelne Fälle gibt, wo der freie Schriftsteller, durch Krankheit, sonstiges Unglück, auch vielleicht durch seine Naturanlage, zum Beruf untauglich gemacht, unsere Förderung, auch durch Geldmittel, in hohem Grade verdienen kann.

Lassen wir den russischen Schriftstellern ihre Lust, sei es die der monarchischen oder die der bolschewistischen Zwangsherrschaft! Die Lust, die Simon Gfeller genießt, die Lust eines erträglich freien demokratischen Staates, genießt jeder Schweizer Schriftsteller.

In dieser Lust sind eben auch Gotthelfs Werke entstanden, der trotz seinem Pfarramt und Schulinspektorat, die er beide sehr ernst nahm, gerade die Aufgabe bewältigt hat, für welche Herr Fankhauser ein von Berufsarbeiten freies Dasein fordern möchte: „ein Volk in seinen Schichtungen, historischen Bedingungen zu erfassen.“

Was den „Leserverlag“ betrifft, so habe ich nicht „irgendwo etwas läuten hören“, sondern die mir erreichbaren zuverlässigsten Berichte über den Schriftstellertag in „Wissen und Leben“ und im „Bund“ zu Rate gezogen. Ich bin aber Herrn Fankhauser dankbar, daß er uns über seinen Plan genauern Aufschluß gibt. Der Zweck, den er mit seinem Leserverlag verfolgt, verdient rein für sich, losgelöst von allen Menschlichkeiten der Verwirklichung, allgemeinen Beifall. Praktische Bedenken drängen sich aber auf: Kostproben aus ungedruckten, vielleicht sogar unvollendeten Schriftwerken sind kein einwandfreies Werbemittel. Es ist ja klar, daß zu Werbezwecken nur die besten, zügigsten Bruchstücke ins Auslagefenster gestellt werden. Nun hat jedes halbwegs gute Buch irgendwo eine gelungene Partie, kann aber dabei als Ganzes ein grundverfehltes Werk sein. Die vornehmste Schönheit eines dichterischen Werkes liegt aber im Geist des Ganzen, in der Größe und Reinheit der künstlerischen Idee und im Zusammenhang und Zusammenklang der Teile. Nur bei Werken des Genies, und dann auch nicht immer, verrät schon die Kralle den Löwen.

Ein schwereres Bedenken ist aber dies: Wer in diesem Leserverlag bestimmt die zur Vorlesung und Subskription geeignet scheinenden Werke? Nicht „irgend eine Jury“, sagt Herr Fankhauser. Aber doch eine Jury, wahrscheinlich eine vom „Leserverlag“ eingesetzte. Es müßte aber eine ziemlich bunte Jury sein, wenn sie den literarischen Geschmack von 20,000 Lesern zu vertreten hätte; dementsprechend würde auch die Auswahl von Büchern ausfallen. Denn eine einseitige Begünstigung irgend einer Kunststrichtung ließe sich doch wohl diese zwanzigtausendköpfige Menge nicht bieten. — Was wäre nun mit einer solchen bunten Musterkarte literarischer Werke gewonnen? Wäre sie etwas Besseres als die bunte, vielstimmige literarische Zeitungskritik, die wir bereits haben? Ich wenigstens würde ihr nichts nachfragen und wäre wohl nicht der einzige Dickkopf, der in künstlerischen Geschmacksfragen selbst Richter sein wollte.

Nur die ganz Unmündigen werden dadurch erzogen, daß man ihnen sagt, was sie als schön und was als nicht schön zu betrachten haben. Volkserziehung zu gutem Geschmack und künstlerischem Urteil ist eine viel langsamere und mühsamere Arbeit und muß in jenen Tiefen einsetzen, wohin weder ein „Leserverlag“ noch eine Volkshochschule, ja wohin auch unsere gewöhnliche Volkshochschule, trotz unermüdlicher Arbeit, nur selten hinabreicht.

Allen Ordnungen und Regelungen der Kunst von oben herab, kommen sie nun von einer Kunstkommission, Ausstellungsjury, Schillerstiftung oder wie diese Erhabenheiten alle heißen, haftet menschliche Schwäche, Einseitigkeit, Voreingenommenheit, Berechnung, Diplomatie an; und jene „aufsteigenden Instinkte“, welche in den niederen Massen herrschen, treiben auch da oben ihr verderbliches Spiel.

Otto v. Greherz.

Französische Romedi.

Wir wissen nicht, welche Sehnsucht eigentlich unsere welschen Schriftsteller nach Paris gezogen hat, ob mehr die eigene oder diejenige der Société des gens de lettres . . . Aber nichts wäre begreiflicher, als daß die welsche Schweiz, nach der Abkühlung, die ihre politische Freundschaft für Frankreich erlitten, eine Annäherung auf dem schöngeistigen Gebiete anstrebte. Oft genug hat man die Klage gehört, daß der welsche Schriftsteller im Nachbarlande zu wenig bekannt und gesch tzt sei. Da wäre eine persönliche Zusammenkunft und Aussprache mit den tonangebenden Gr oen da drüben das einfachste Mittel zur Abhülfe. Welsch-französische Freundschaft. Warum nicht?

Wir Deutschschweizer würden kühlen Herzens zugeschaut haben. Keinem von uns wäre doch der Einfall gekommen, er gehöre auch nach Paris! Von ein paar Gelehrten abgesehen — ehrenwerten Ausnahmen! —, was weiß das literarische Frankreich von der deutschschweizerischen Literatur! Sollten wir dort die Bestätigung holen, daß man nichts von uns weiß, daß man auch Gotthelf, Keller und Meyer nicht gelesen hat und von „dem großen Spitteler, welcher der Weltliteratur angehört“, — nur die deutschfeindliche Z rcherrede?

Ach, hätte man uns doch ruhig daheim gelassen! Man wußte es ja, Eduard Korrودي gibt es offen zu, daß man in Paris die deutschschweizerische Literatur nur dem Namen Spittelers nach kenne. . . Was wartete unser dort anderes als die ein wenig lächerliche Rolle eines unerwünschten Gastes?

Aber unsere Welschen hatten es sich in den Kopf gesetzt, daß die ihnen zugedachte Ehrung eine Ehrung für das ganze schweizerische Schrifttum sein sollte. Und wozu hat man denn einen schweizerischen Schriftstellerverein, wenn nicht zu repräsentativen Zwecken! Und mit einem Präsidenten an der Spitze, der sogar auf Französisch repräsentieren kann!

Vierzehn Tage vorher hatte man in L zelsl h den Manen des Jeremias Gotthelf gehuldigt; der ganze Verein schien wie gestählt von der Berührung dieses erzgermanischen Geistes, dem nichts so verhaßt war wie Komplimente und eitel schöner Schein. Und jetzt reiste man, „mit weltm nnischer Ironie“

ausgestattet, also schon ganz im Bild, zum großen Huldigungsakt in Paris. Ganze fünf Mann, von fünfundzwanzig schweizerischen Schriftstellern, waren da, um die deutsche Schweiz, das alte Kernland der Eidgenossenschaft, mit zwei Dritteln der Gesamtbevölkerung, zu vertreten. — Und dann geschah, was geschehen mußte: man fühlte sich unbehaglich in seiner zweifelhaften Rolle, man suchte sich angenehm zu machen, indem man seine eigene Sprache verleugnete, ... das rühmliche Beispiel des Tessiners Bometta nützte nichts... Das Volk der Hoteliers ließ sich nicht lumpen und zeigte seine Sprachkünste... Man konnte ja auch auf gut Französisch sein Deutschschweizertum bekennen... Aber holla! So war's nicht gemeint. Das paßte nicht ins politische Programm des Tages. Einer unserer Vertreter, der sich herausnahm, seiner Sympathie für das vorwärts strebende Jungdeutschland Ausdruck zu geben, mußte erfahren, wie es mit dieser Freundschaft für die viersprachige Schweiz gemeint war. Der „Sigaro“ berichtete am 15. Mai:

„Beim Dessert spendete man einer Rede Georges Lecomte's Beifall, darauf einer weniger glücklichen Rede eines Herrn . . . , der es für nötig erachtete, seine deutschschweizerische Herkunft hervorzuheben, was ihm eine flammende Entgegnung von Herrn Louis Dumur zuzog.“

Da hatten wir den Dank. Zwar von Louis Dumur konnte man sich eines Bessern nicht versehen, und gewiß empfanden viele Franzosen seine Ungezogenheit als das, was sie war. Aber er hatte doch den Deckel von einem Topf abgehoben, der irgendwo war und aus dem es nicht reinlich duftete.

Nein, dieser großen Verbrüderungskomödie waren wir nicht gewachsen und auf der Heimreise mag es dem einen oder andern im Ohr gesummt haben:

Wärist du daheime gebliebe!

In einer der vielen geistreichen Reden, die unsere Schweizer Belletristen von Stapel ließen, wurde auch auf die schweizerische Gesandtschaft des Bürgermeisters Waser nach Paris im November 1663 angespielt. Es war das in der Tat eine glänzende Gesandtschaft. Die Herren kehrten mit vier- und fünfsachen goldenen Ketten, mit Denkmünzen und Geldgeschenken zurück.

Wäre es nicht hübscher gewesen, an die ruhmwürdigere Gesandtschaft von 1687 zu erinnern, von welcher der Bürgermeister Escher von Zürich und der Benner Dargelhofer von Bern — nichts zurückbrachten, weil sie auch nicht in einem Punkte etwas von der Ehre und Würde ihres Vaterlandes geopfert hatten?

Es geht bei solchen Huldigungsakten in fremden Ländern nicht immer um goldene Ketten und Münzen; es geht vielleicht nur um Gefälligkeiten und freundschaftliche Dienste. Und wenn nur ein bißchen Eitelkeit im Spiele ist — wie wenig braucht es doch, um einen aufrechten Mann ins Gleiten zu bringen!

Erst nur einen Anack, dann einen Anack.

D. v. Greperz.